

KATRIN LINKE
KARSTEN BRENSING

EINE LIEBE OHNE GRENZEN

Unsere Flucht aus der DDR



oder sonst irgendwas, irgendeinen Scheiß, den kein Arbeiter- und Bauernsöhnchen machen wollte und den sie mir angeboten hatten.

»Silikat-Technik, was kann ich damit später machen?«, hatte ich den Genossen gefragt, der das sogenannte »Umlenkungsgespräch« nach meiner Ablehnung zum Medizinstudium mit mir geführt hatte. »Klobecken studieren«, hatte er mich mit süffisanten Grinsen aufgeklärt, sich zu mir über den Tisch gebeugt, so dass ich seine gelben Zähne sehen und den Kaffee-Zigaretten-Mischmasch, der zwischen ihnen hindurchschwelte, riechen musste. Warum hatten die Genossen mich erst zum Abi zugelassen, wenn ich dann doch nicht das studieren durfte, was ich wollte? Es war pure Häme. Ich hatte so viel getan, um meine Chancen auf einen Medizinplatz zu erhöhen, hatte im Singe-Club brav »Bau auf! Bau auf! Bau auf! Bau auf! Bau auf, freie deutsche Jugend, bau auf! Für eine bessere Zukunft richten wir die Heimat auf!« und die Internationale geträllert, hatte die »Verdammten dieser Erde« beschworen, die »höchste Stufe des Feudalismus«, den »stinkenden, faulenden Kapitalismus« zu zerschlagen. Der Gipfel von allem war jedoch der Gruppenführerlehrgang gewesen! »Wenn Sie Medizin studieren wollen, sollten Sie den Lehrgang machen!«, hatte mir meine Klassenlehrerin geraten. »Der Lehrgang bringt Pluspunkte im Empfehlungsschreiben, erhöht Ihre Chance auf einen Platz.« Ich war ihrem Rat gefolgt. Anstatt in den Sommerferien mit meinen Klassenkameraden an der Ostsee Party zu machen oder im Balaton in Ungarn zu baden, quälte ich mich bei dreißig Grad in eine graue Riesenganzkörperplastiktüte namens Strahlenschutzanzug. Ich sah darin wie die große Schwester von Micky Maus aus. »Sie haben drei Minuten! Wenn sie länger brauchen, sind sie im Falle eines atomaren Angriffes unserer Staatsfeinde tot! Und los!« Gleichzeitig mit dem Befehl begann das Ticken des Sekundenzeigers der Stoppuhr in der Hand des Soldaten, der eigens für die Ausbildung der Gruppenführer von der Nationalen Volksarmee abgestellt worden war. Ich schmeckte den talgigen Geruch der Gasmasken, die immer zuerst aufgesetzt werden musste, sofort wieder auf der Zunge, wenn ich nur an das Ding dachte. Der Schweiß war mir in die Augen gelaufen, ich hatte nichts sehen können, denn die Gläser der Maske hatten auf meine Brillengläser gedrückt, so dass das Gestell in die Augenhöhle gepresst wurde. Wie immer, wenn ich mich daran erinnerte, sprang der Rest meiner Sinne sofort auf den Zug auf: »Links zwei, drei, vier! Links, zwei, drei, vier!«, hallte es aus meinem Inneren, und mein Gehirn blieb mir auch das Bild zum Ton nicht schuldig: Soldatenmäßig und ohne mit der Wimper zu zucken marschierten meine Klassenkameradinnen nach meiner Pfeife auf dem Schulhof hin und her. Nachdem ich den Gruppenführerlehrgang bestanden hatte, war ich für die Dauer von zwei Wochen im sogenannten Kurs für Zivilverteidigung ihr Boss. Während wir Mädels auf dem Schulhof trainierten, die Bevölkerung im Falle eines Angriffes des Klassenfeindes zu beschützen, wurden die Jungs irgendwo in der Pampa für den Gegenschlag aufgeheizt. Wie hatte ich es gehasst, meine Freundinnen bei dem Kriegsspiel herumzukommandieren, wie hatte ich mich für mein Herumchefen geschämt. Genützt hatte mir der ganze Firlefanz am Ende nichts, das Empfehlungsschreiben hatte mir die Klassenlehrerin schließlich verweigert, Medizinstudium ade.

Die Genossen hatten mir die kalte Schulter gezeigt, und ich hatte mir mein Leben als frischgebackene Abiturientin anders vorgestellt – aber mich deshalb umbringen? An so etwas dachte ich nicht einmal im Traum. Den Gefallen würde ich den Towarischs⁴ niemals tun! Auch wenn ich tatsächlich gerade Toiletten studierte. Eigentlich als Rettungsschwimmerin eingestellt war ich im Espachbad inzwischen Mädchen für alles: Liegestühle austeilen und einsammeln, Garderoben aufräumen, Müll aufsammeln und letztlich auch Toiletten putzen. Dabei lernte ich eine Menge über Klobecken, vor allem über den Unterschied zwischen denen, die von Männern benutzt wurden, und denen von Frauen. Mein derzeitiges Dasein war alles andere als ein Zuckerschlecken, doch eine Stimme in mir war zuversichtlich, dass mein Leben noch Fahrt aufnehmen würde. Ich würde es schaffen! Wir würden es schaffen, würden unsere Träume leben. Denn unsere Flucht würde glücken, wir hatten schließlich nicht nur eines, sondern mehrere Eisen im Feuer!

Mein Kampfgeist lief gerade auf Hochtouren, als Karsten mit Flossen und Schnorcheln aus dem Gebäude trat und mir die Sachen in die Hände drückte. Er verschwand nochmals, kehrte kurz darauf mit unseren Rennrädern zurück. »Auf geht's!«, befahl er, nahm mir die Sachen wieder ab und schob mir mein Rad zu. »Vielleicht sollten wir einfach gleich hier schwimmen?«, schlug ich vor und machte eine Kopfbewegung in Richtung Wasser: »Los, komm! Fünfzig Meter pro Strecke sind doch super. Hier sind wir allein, das ist viel sicherer als am Baggersee. Und du kannst danach fast direkt ins Bett fallen«, fädelte ich eine Argumentationskette, in der Hoffnung, den schleimigen Schlingpflanzen wenigstens heute zu entkommen. »Ist der Neusiedler See vielleicht ein Swimmingpool? Nein, wir üben das so real wie möglich!«, zerschlug Karsten die zarten Kettenglieder und sprang auf sein Rennrad.

26. Juli 1989, Szombathely, Ungarn – Gefängniszelle

Viel Zeit, in meinem Elend zu versacken, bleibt mir nicht – die Zellentür wird erneut geöffnet. Diesmal tritt der Aktenordner-Mann in ihren Rahmen. Er winkt mich zu sich heran, deutet dann mit einer Kopfbewegung nach rechts. Ich folge seinem Blick. »Ihr Freund hat das Formular wahrheitsgemäß ausgefüllt, er darf gehen«, sagt der Beamte. Mein Kopf versucht das, was ich sehe, mit dem, was ich gerade gehört habe, in Deckung zu bringen. Karsten steht in der Tür, durch die wir reingebracht worden waren, hinter ihm schimmert im Dunkeln die laternenbeleuchtete Straße. Ich schaue von ihm auf die Straße, zurück zu ihm, versuche in seinen Augen zu lesen, kann nichts daraus erraten. Bluffte der Beamte? Oder hatte Karsten wirklich unterschrieben?

»Sie bleiben hier!« Die Stimme des Beamten brennt sich in mein Hirn. »Zweiundsiebzig Stunden Untersuchungshaft, dann geht's zurück in die Heimat!« Die Tür schließt sich vor meiner Nase, ich habe gar nicht bemerkt, wie ich zurück in die Zelle geschoben worden war. Ich verliere die Fassung, trommle mit den Fäusten gegen das graue Metall der Tür, schreie: »Ich fülle es aus! Ich unterschreibe alles! Alles, was ihr wollt!«

Die Geschichte vom Plüschtelefon

August 1988, Erfurt, DDR – Lauentor

»Heute Abend 18:00 Uhr auf dem Domplatz. Zieh was Altes an!«, flüsterte mir Karsten ins Ohr. Er hatte mich wie zum Gruß umarmt, ließ nun los. »Zuerst die Damentoiletten!«, kommandierte er laut, so dass Siegrun, die Chefin des Freibades, und Karl, der Kassierer, es hören konnten. Karsten genoss den Job des Stellvertreters, weil ausgebildeter Schwimmmeister. Siegrun hatte ihn zu meinem Vorgesetzten ernannt, und manchmal schien es ihm richtig Spaß zu machen, mich zu irgendwelchen Frondiensten abzustellen. Die Uhr schlug gerade mal acht, und ich hatte auf alles Bock, nur nicht aufs Kloschrubben. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, die Dinger zu studieren, als sie putzen zu müssen? Ich wischte den Gedanken beiseite, beschloss es Karsten heimzuzahlen, knallte meine Jeanstasche in die Ecke, steuerte dann am Fachwerkhaus vorbei, das die Kasse beherbergte, um anschließend die Umkleidekabinen zu passieren, hinter denen sich die Toiletten befanden.

Ich schrubbte gerade mit der Bürste an einem besonders fest angetrockneten Stück vom Vortag, da stand Karsten hinter mir: »Hast du deinen Reisepass endlich? Mein Patenonkel aus Göttingen kommt am Wochenende. Er könnte ihn mitnehmen und zu Makoto schicken.« Ich merkte wie ich feuerrot anlief, diese Kloschrubberei war mir einfach zu peinlich. Ich traute mich nicht ihn anzuschauen, starrte stattdessen in den Urinstein der Toilette und sagte knapp: »Nee.« »Ich übernehm die Männertoilette!«, sagte Karsten, drehte sich um und verschwand. Ein Felsbrocken der Dankbarkeit fiel von mir ab.

Ich schloss mein Rennrad am Fuße der Domstufen an. Es funkelte silbrig in der Abendsonne. Der Tag war heiß und das Freibad gut besucht gewesen, und so waren wir nicht weiter zum Reden gekommen. Ich spähte in Richtung einer Gasse, denn ich vermutete, dass Karsten von dort kam. »Perfekt, du bist schon da!«, hörte ich seine Stimme hinter mir und erschrak. Er war aus der entgegengesetzten Richtung gekommen, stieg von seinem Rad und stellte es vor meins. Es fing sofort die Sonnenstrahlen ein und schien mit meinem zu verschmelzen. Ich liebte es, wenn die beiden Silberpfeile so zusammenstanden.

»Sie wollen was?«, hatte der Leiter des Mifa-Fahrradwerkes in Sangerhausen entgeistert gefragt, als wir mit den abgeschmirgelten Rahmen vor ihm standen. »Sie sollen sie verchromen!«, antwortete Karsten, als sei das die selbstverständlichste Sache der Welt. »Das geht mit einem Lenker oder einer Radgabel. Aber der ganze Rahmen?« Der Mann kratzte sich am Kopf. Schließlich hatte er sich breitschlagen lassen, es zu versuchen. Und es hatte geklappt, unsere Fahrräder waren voll verchromt und damit zu etwas ganz Einzigartigem geworden. Ich spürte die neidvollen Blicke manch eines Passanten regelrecht im Rücken, wenn ich auf meinem Blinkelitz an ihm vorbeisauste. Es würde mir leidtun, die Räder zurücklassen zu müssen. Doch sie mitzunehmen war unmöglich.

»Hier entlang!« Karsten riss mich aus dem Schwelgen, nahm meine Hand und zog mich in Richtung Petersberg, einer alten Festung, die ehemals zur Stadtmauer gehört hatte.

Er blieb vor einem verrosteten Maschendrahtzaun stehen, hockte sich hin, bog ihn etwas nach oben, so dass ein kleiner Durchschlupf entstand. »Schnell!«, forderte er mich auf.

»Ist nicht dein Ernst!«, entgegnete ich entgeistert.

»Doch los, los, eh uns jemand sieht!«, wiederholte er die Aufforderung und zog mich am Arm.

»Ist ja gut, ich mach ja schon!« Ich ging in die Hocke und versuchte mich durch die Öffnung zu quetschen, ohne den Zaun zu berühren. Ich hatte meine neue stonewashed Jeans angezogen, bereute nun, dass ich nicht auf ihn gehört hatte.

»Hier hoch!« Karsten zeigte auf eine etwa zwei Meter hohe Mauer. »Ladys first!«, sagte er und fügte hinzu: »Da kann ich dich von unten stützen.«

Und mir auf den Hintern glotzen, vervollständigte ich den Satz im Stillen, nahm das aber in Kauf, weil es sich sicherer anfühlte, ihn da unten zu wissen. Ich streckte den rechten Arm aus und ergriff den ersten, etwas nach vorn ragenden Stein, der sich mir bot. Er bröckelte zunächst. Ich fasste nach, er hielt, ich zog mich hoch, suchte mit dem Fuß nach einem festen Tritt, ergriff den nächsten Stein. Stück für Stück arbeitete ich mich aufwärts. Der Blick, der sich mir bot, als ich oben ankam, war nicht gerade einladend: ein Plateau, dicht bewachsen mit Büschen, dazwischen weggeworfene Autoreifen, zerbrochene Glasflaschen und anderer Schrott.

»Da geht's weiter!«, sagte Karsten. Er war auch auf dem Plateau angekommen. »Diesmal geh ich vor!« Er bahnte uns einen Weg durch das Gestrüpp. Nach einer Weile blieb er vor einer Betonplatte stehen, die jemand offensichtlich beiseitegeschoben hatte und neben der ein Loch in die Tiefe führte. »Auf ins Abenteuer!«, sagte er fröhlich, zeigte auf das Loch im Boden und schickte sich an, darin zu verschwinden. »Stopp, stopp, stopp!«, rief ich, schoss blitzschnell mit dem Arm nach vorn, erwischte den Ärmel seiner Jeansjacke und schloss meine Finger wie eine Zange: »Never ever geh ich da runter!« Meine Stimme war schrill geworden, ich realisierte es, ärgerte mich über mich selbst. »Nicht bevor du mir sagst, was wir hier machen!« »Überraschung!« Er schaute mich geheimnistuerisch an. »Vertrau mir, ich war schon oft hier. Mit Michael. Ich weiß, was ich tue.«

Michael war sein Freund von Kindesbeinen an, ich hatte ihn ein-, zweimal getroffen. Er war nett gewesen, vertrauenswürdig, sportlich, kein Draufgänger. »Okay«, ich gab mir einen Ruck.

»Das ist ein ehemaliger Lüftungsschacht«, erklärte Karsten. »Da sind Steinvorsprünge drin, wie eine Art Stufen. Am besten du gehst Bauch zum Berg, also deine Vorderseite Richtung Stufen.« Karsten zog eine rote Taschenlampe aus seiner Hosentasche, drückte sie mir in die Hand, knipste eine zweite in Blau an, die er aus der anderen Hosentasche gezaubert hatte, und schob sich unter die Betonplatte. Ich schaute auf meine makellose Jeans, stöhnte, folgte ihm aber langsam nach unten. Stein für Stein kletterte ich in die Tiefe. Im Lichtkegel der Lampe schimmerten jede Menge zerfetzte Spinnennetze, gelegentlich ein intaktes, in dem Madame Tekla auf Beute wartete.

Ich war etwa drei Meter runtergestiegen, da spürte ich seine Hände um meine Taille: »Jetzt musst du springen!« Ich landete direkt neben ihm. Eine kleine Staubwolke stieg auf. Ich musste niesen. »Gesundheit!«, wünschte Karsten und gab die nächste Anweisung: »Jetzt gehts im Kauergang oder auf allen vieren weiter!«

Vor mir lag ein schmaler Gang. »Wo sind wir?«

»Unter der Straße, wir gehen jetzt quasi unter der Straße zurück in Richtung Dom und Severikirche«, erklärte Karsten und kroch voran. Ich kniete mich hin und krabbelte los. Die Abenteuerlust hatte mich gepackt, meine Hose war vergessen. Ich tastete mich vorsichtig über kaputte Backsteine und Geröll im Staub durch die Dunkelheit hinter ihm her. Nach einer Weile, wir hatten schätzungsweise etwa zehn Meter zurückgelegt, richtete er sich auf. Als ich neben ihm war, tat ich es ihm gleich und schaute mich um. »Hier lang«, sagte Karsten, und ich folgte ihm einige Meter, bis er wieder auf ein dunkles Loch, diesmal in der Decke, wies.

Karsten griff nach einem Stein auf Höhe seiner Schultern: »Warte hier!« Er kletterte aufwärts und war im Nu verschwunden.

Es dauerte eine Weile, dann rief er von oben: »Du kannst kommen!« Ich griff mit beiden Händen über meinen Kopf nach dem Steinvorsprung, den Karsten benutzt hatte, und versuchte mich hochzuziehen. Es klappte nicht. Ich war zwar sportlich und meine Armmuskeln durch das regelmäßige Schwimmen trainiert, aber ich schaffte es nicht, meine achtundvierzig Kilo hochzuziehen. Komm schon, ermunterte ich mich. Vielleicht ist das ja irgendein blöder Test von ihm, und er will wissen, ob ich Biss habe, wenn es hart auf hart und zu Plan B kommt. Kannst du haben, ich werde dir zeigen, dass ich kein Weichei bin. Karsten war mein Ticket in die Freiheit. Allein hätte ich nicht die Traute, würde es machen, wie mein Bruder Peter es gemacht hatte und einen Antrag auf Ausreise aus der DDR stellen.

Die Strafe für Peter war hart gewesen: Erst die Exmatrikulation von der Uni, dann ließen die Genossen ihn die Bibliothek der Stadt heizen – der einzigen Job, den er bekam. Wer Geld wollte, musste arbeiten. Und so schaufelte Peter um drei Uhr morgens eimerweise Kohle, damit das vernachlässigte Gebäude anno 1539 warm war, wenn die Bibliothek ihre Pforten öffnete.

Die Genehmigung zur Ausreise von Peter war ein Schock für alle. Vier lange Jahre hatten die Genossen ihn hingehalten, dann hatten die Deutsche-Demokratische-Republik es plötzlich eilig: Fünf Tage vor Heiligabend hieß es »Raus hier!« Peters Sohn Gustav, gerade mal fünf, saß, vor Kälte zitternd, zusammengekauert zwischen den Koffern auf dem Bahnsteig des Erfurter Hauptbahnhofs. »Er wird in einer anderen Welt aufwachsen. Ob er sich später wohl daran erinnern kann, woher er eigentlich kommt? Oder an mich?«, hatte meine Mutter geschluchzt, als der Zug einrollte, Peters Hand am Abteilstfenster festgehalten, bis der Zug sie ihr entriss. Agga hatte meine Schwester und mich im Arm gehalten, alle zusammen hatten wir gewunken, bis Peters Silhouette mit der sternklaren Nacht verschmolz. In diesem Moment fasste ich endgültig den Entschluss, auch zu gehen. Ich konnte mein Dasein nicht als Garderobiere, Aushilfskraft oder in einem Beruf, den ich nicht mochte, fristen. Doch ich wollte nicht, dass meine Mutter diesen Schmerz noch einmal durchmachen musste. Ich brauchte einen anderen Weg, einen, der schneller ging, ohne großen Abschiedsschmerz, einen Shortcut.